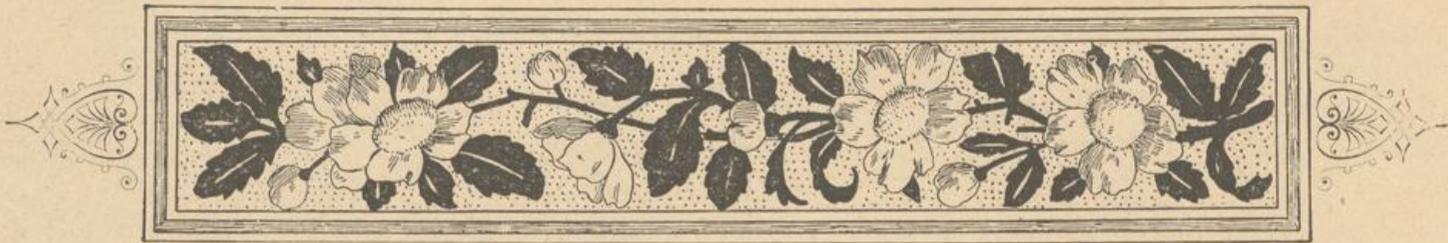


Preis 10 Kreuzer.





## Maifeier.

Es ist ein wunderbares Zeichen  
Des Werdens einer großen Zeit,  
Wie über Länder, Meere weit  
Genossen sich die Hände reichen,  
Wie Antipoden Brüder werden,  
Wie, was die Herzen sonst versteinet,  
Das bittere Elend rings auf Erden  
Die Leidenden in Liebe rieht.

In opfermüthiger Menschenliebe!  
Das Armenevangelium  
Stürzt die Idole Mammons um,  
Verjüngt das alte Zeitgetriebe,  
Und nicht mit frömmelnder Kasteiung,  
Nein, frisch und froh, im Frühlingfeld,  
Begeht den Festtag der Befreiung,  
Ein Völkerbund, die ganze Welt.

An einem Tag, im Maienscheine,  
Erglänzt das Licht in Ost und West,  
In hundert Sprachen klingt zum Fest  
Der Heroldsruf, der einzig eine:  
Ihr Proletarier aller Länder,  
Vereiniget Euch — und Ihr seid frei!  
Ein rother Tag steht im Kalender  
Der Armut nur: der Erste Mai.

Da freu'n wir uns auf Flur und Haide,  
Da jauchzen wir im Waldesgrün,  
Am dann gerüstet heimzuzieh'n  
Zu neuem Kampfe, neuem Leide.  
Grau wallt der Zukunft Nebelschleier,  
Wir seh'n getrost den Muths hinein —  
Glück auf! Was heute Hoffungsfeier,  
Wird einst Erfüllungsfeier sein!

F. Wagner.

### Maifeier in alten Zeiten.

Mit wunderbarer Zähigkeit haftet der Sinn der Menschen an den äußeren Formen des Lebens. Geschlechter vergehen und neue kommen herauf, die mit ihnen keine Erinnerung mehr verbindet, wirtschaftliche Umwälzungen, politische Katastrophen, geistige Errungenschaften verändern den ganzen Bau der Kultur, aber unscheinbare Gewohnheiten bewahren im Wechsel die merkwürdigste Dauer. Die Ordnung des täglichen Lebens überdauert soziale Ordnungen der gegensätzlichen Art, die eingewurzelten Gefühle der Völker und die Arten ihrer Kundgebung widerstreben äußeren Gewalten hartnäckiger als die Vernunft mit ihren Schöpfungen. Darum hat ja auch die Kirche, um die Heiden zu bekehren, gegenüber den Formen, in denen sie ihre religiösen Bedürfnisse befriedigten, mehr Duldsamkeit geübt, als sonst in ihrem Wesen lag. Sie hat diese Formen, die den Völkern durch die ererbte Übung theuer geworden waren, oft geradezu mit Sorgfalt geschont und nur mit neuem Inhalt gefüllt. So sind die heutigen christlichen Feste die alten Feste der heidnischen Germanen, jedoch in einem, ihnen durchaus fernem Sinne gedeutet. Die alten germanischen Gottheiten waren die Naturmächte, die sich in der Volkspheantasie als übergewaltige Personen darstellten, die Feste dieser Gottheiten fielen zusammen mit den entscheidenden Tagen des Jahres, die das Bild und die Thätigkeit der Natur verändern, wie den Sonnenwenden, dem Frühlinganfang u. s. w. Das Christenthum machte den Naturgottheiten ein Ende und brachte an ihre Stelle einen ursprünglich nationalen, jüdischen Gott, dem das Volksempfinden zunächst heftigen Widerstand leisten mußte. Da wurde die heilige Geschichte in ihren bedeutungsvollsten Begebenheiten mit den natürlichen Begebenheiten, die den Germanen als besondere Kundgebungen der Gottheiten verehrungswürdig erschienen, in einen zeitlichen Zusammenhang gebracht. Die Deutschen konnten ihre alten Feste auch weiter feiern, aber sie sollten an ihnen Leben und Sterben des Heilandes in ihr Gemüth rufen.

Doch die Volksseele streifte ihr Heidenthum nicht leicht ab. Namentlich die Seele der germanischen Völker, deren gesellschaftliches Dasein noch unter der vollen Wirksamkeit der Naturkräfte stand. Der Römer mochte in der Stadt, in der die Händler Waaren aus der ganzen Welt aufgestapelt hatten, in seiner vielfältigen Kultur die Aeußerungen der Natur seltener und gleichsam gedämpft vernehmen, dem deutschen Landmanne blieb sie in ihrer furchtbaren Deutlichkeit gegenwärtig. So hielt der Sinn des deutschen Landbewohners an den uralten Gebräuchen mit besonderer Treue fest und er hat daran bis in unsere Tage fest-

gehalten. Der Einzug des Frühlings, für den die christliche Festordnung keinen Raum gefunden hat, ist trotzdem im Volksgemüthe ein bedeutungsvolles und festliches Ereigniß geblieben, dessen Begehung sich unter allmählig wechselnden Gestalten durch die Jahrhunderte fortgeerbt hat. Und wenn der Pariser Arbeiterkongreß im Jahre 1889 in seinem denkwürdigen Beschlusse, der von amerikanischen Gewerkschaften gegebenen Anregung folgend, den 1. Mai zum Arbeiterfeiertag erhoben hat, so führen zu dieser Wahl sicherlich verborgene Fäden, die von der uralten Frühlingfeier der arischen Völker herlaufen.

Die Anfänge der Frühlingfeier sind unzweifelhaft noch in der gemeinsamen Urheimat der Arier zu suchen. Darauf weist die überraschende Verwandtschaft hin, die zwischen den bei diesem Feste in Indien, dem alten Italien und Deutschland herrschenden Hirtenbräuchen besteht. Bei den Römern hatte das Fest den Namen der Palilien und wurde am 21. April gefeiert, in Deutschland fiel es in der Regel auf den 23. April (den Georgitag) oder den 1. Mai. Es sind dies Tage von der höchsten Bedeutung für den Viehzüchter, denn sie zeigen den Beginn der Weidezeit an. Vor dem Austrieb wurden feierliche Handlungen begangen, die sich zum Theile noch bis heute in einigen Gegenden Deutschlands erhalten haben. Nahte die Zeit des Austriebs, fanden und finden noch Reinigungsbräuche mit Besen, Feuer und Wasser statt. Damit verbunden sind andere Bräuche, die vor Allem die Fruchtbarkeit der Weide und des Viehes im Sinne haben. Diese richten sich, wie auch jene, gegen die bösen Geister, die Ungeziefer, Krankheit, Seuche und Dürre herbeiführen und sind von Opfern oder doch Gebeten um den Segen der gütigen Mächte begleitet. Unter diesen Bräuchen sind die am Vorabend der Austriebe angezündeten Feuer zur Beschwörung von Seuchen besonders bemerkenswerth. Es ist unzweifelhaft, daß sie ursprünglich auf hygienische Erfahrungen zurückgehen, wenn auch die vor Seuchen schützende Kraft des Feuers göttliche Attribute erhält. Thatsächlich waren in den Pestzeiten des Mittelalters die auf den öffentlichen Plätzen angezündeten Scheiterhaufen wohl die wichtigste sozialhygienische Maßregel der Städte. Später mag die religiöse und hygienische Bedeutung dieser Feuer in Vergessenheit gerathen sein und sie bekommen den Charakter bloßer Freudenfeuer.

Mit der wachsenden Bedeutung der Landwirtschaft wurden die weihenden Akte auch auf diese ausgedehnt. In fast ganz Deutschland begoß man am 1. Mai jeden Baum, damit er besser trage. Sehr gewöhnlich war am 1. Mai ein Umzug (Markungang, Landleite, Flurumritt) durch die Ortschaft und um die Saatsfelder mit Musikbegleitung und großem, weltlichen und kirchlichen Pomp. Es ist dies der sogenannte Mai- oder Pfingstritt. Daran schlossen sich häufig symbolische

Darstellungen, wie die Niederwerfung des Winterdrachens, später in den Städten auch dramatische Aufführungen. Eine solche fand z. B. in Wien noch im Jahre 1568 auf Veranstaltung des Stadtrathes statt.

Die Hauptsache bei der Feier war aber das Gesundheits- und Fruchtbarkeitsymbol des Maibaumes. Gewöhnlich wurde eine Birke mit eben entfaltetem Blätterschmuck, Maien genannt, ausgegraben, in feierlichem Zuge eingeholt und bunt aufgeputzt, von Haus zu Haus geführt, um schließlich auf dem Hauptplatz eingepflanzt zu werden. Der Maibaum war das Symbol der höchsten Lenzesfreude. Um ihn schlangen sich die Paare in fröhlichen Reigen, der manchmal, der Sitte der Zeit gemäß, recht derb gewesen sein mag. So muß es z. B. in Aurich (Hannover) gar toll hergegangen sein, denn man rief dort beim Reigen: „Maiboom, holl di faste!“ (Maibaum, halt' dich fest!) Und manche Mutter versteckte der Tochter das Kleid, um ihr die gefährliche Unterhaltung unmöglich zu machen. Der mittelalterliche österreichische Dichter Neidhart von Reuenthal gibt uns recht drastische Schilderungen der häuslichen Konflikte, die sich ob einer solchen mütterlichen Vorsorglichkeit entspinnen konnten.

Ueberhaupt hatte der 1. Mai für das Liebesleben eine besondere Wichtigkeit. Sehr gerne wurden an diesem Tage die Verhältnisse zwischen den Geschlechtern angeknüpft. Man stößt hier aber auch auf äußerst merkwürdige Gebräuche, die möglicherweise auf eine verschwundene Form der Familie zurückdeuten. Die Verbindung unter dem Maibaum hatte eine Art öffentlichen Charakter. In Wittenweilers „Ring“, einer Anstandslehre des 15. Jahrhunderts, wurde in einem Reigen im Mai ein Mädchen nach dem anderen einem Burschen nach dem anderen als Verlobte zugesprochen. Wir haben hier vielleicht Reste der alten gentilen Geschlechtsordnungen vor uns. Besonders auffallend ist hier der verbreitete Brauch des Mailehens, der sich am Rheine sogar noch bis heute erhalten haben soll. Der Mailehen bestand darin, daß am Ostermontag oder am Vorabend des 1. Mai unter den versammelten Burschen des Dorfes die Jungfrauen versteigert wurden. Diese durften dann das Jahr hindurch nur mit ihren Ersteigern tanzen. Der Erlös wurde an manchen Orten für die Tanzmusik und die Bewirthung der „Maifrauen“, d. i. der ersteigerten Mädchen, verwendet, zu St. Goar am Rhein aber, wo der Gebrauch des Mailehens bis in das 18. Jahrhundert hinein bestehen blieb, floß das Geld in die Stadtkassa. Dort fand auch die Versteigerung im Rathhause statt. Es scheint dies auf eine Buße für die Verletzung der alten Männergemeinschaft zurückzugehen, also mit dem „Bettzins“ verwandt zu sein, den die Bauerstochter dem Grundherrn zum Loskauf von der Pflicht der ersten Nacht zu leisten hatte.

Sehr häufig war auch das Anbringen von Maien oder Maienstücken am Hause des geliebten Mädchens. Dieser Gebrauch erhielt sich selbst in den Städten sehr lange, so in Frankfurt bis 1496. Dort bestand weiters die Sitte, daß man bei der am 1. Mai stattfindenden Bürgermeisterwahl, bei der zugleich alle Rathsämtler neu besetzt wurden, die Rathsstube mit Maien verzierte. Später, im 16. Jahrhundert,

wurden auch vor dem Römer, sowie vor den Häusern des abgehenden und des antretenden Bürgermeisters, ferner des aus dem Rathe gewählten Forstmeisters Maibäume aufgepflanzt, das Letztere schließlich selbst an anderen Tagen. Die Sitte artete so aus, daß im Jahre 1597 vom Rathe eine Einschränkung beschlossen werden mußte. In Oesterreich verbot Maria Theresia im Jahre 1740 die Maibäume. Offenbar waren forstwirtschaftliche Rücksichten maßgebend.

Ehe wir von der ländlichen Maifeier scheiden, möge noch der Laubeinkleidung gedacht werden, die in den verschiedensten Gegenden üblich war. Dort wurde nämlich der Mai — oder, was gleichbedeutend ist, der Frühling — durch Puppen oder junge Leute dargestellt, die gänzlich in grünes Laub gekleidet wurden und verschiedene Namen (Grüner Georg, Pfingstlummel, Graskönig u. s. w.) bekamen. Die Puppen wurden nach festlichem Umzug gewöhnlich ins Wasser geworfen, was als zur Erzielung eines fruchtbaren Jahres dienlich galt. Dieser zweifellos aus der heidnischen Zeit herrührende Brauch ist an manchen Orten sogar von der Kirche übernommen worden. So schreiten im Ruten bei Tongern zwei Kirchendiener in Epheugrün, hinten mit einer Schelle behängt, am 1. Mai hinter der Statue des heil. Evermar, dem jetzt das Fest gilt, einher und üben in dieser Tracht sogar den Gottesdienst am Altare aus!

In den Städten mußte die alte Maifeier natürlich eine andere Gestalt bekommen, besonders seit der gewaltigen wirtschaftlichen Revolution des 13. Jahrhunderts, die zur raschen Vermehrung der städtischen Bevölkerung und zu ihrer weitergehenden Loslösung von der Landwirtschaft führte. Der Mai trug in der Stadt mehr den Charakter eines Volksfestes, das den Einzug des Frühlings begrüßte, einer Jahreszeit, in der der Bürger von den mancherlei physischen Uebeln des Winters befreit worden war. Die städtischen Maifeiere hingen wohl mit den ländlichen dem Ursprunge nach enge zusammen, aber es war weniger Feierlichkeit und mehr rauschender Glanz in ihnen, dabei aber eine echte Fröhlichkeit, die dem heutigen Städter abgeht. Die mittelalterliche Stadt hatte keine Klassenscheidung von jener furchtbaren Art, wie sie sich in den vornehmen Kottages und den Proletarierquartieren der Weltstädte am grellsten darbietet. Der Bürger hatte aber auch eine Heiterkeit des Sinnes, eine Frische des Lebensgenusses, die dem heutigen nervösen, vorwiegend verstandesmäßig veranlagten und auf den nächsten Augenblick gerichteten Großstädter fremd ist. Die Vergnügungen des Mittelalters zeichnen sich so durch ihren öffentlichen Charakter, aber auch durch ihre, bis zur Nothwendigkeit gehende Ungebundenheit aus, gegen die die unaufhörlich erfließenden Verordnungen ehrbarer Oborgkeiten nichts fruchten mochten.

Von den besonderen Formen, die die Maifeier in den Städten annahm, sind besonders die Wettrennen hervorzuheben. Auch sie gehen auf Hirtenbräuche zurück. Um das erste, heilkräftigste und reichste Maß der Weide zu erhalten, kam es in der Frühe des Maimorgens zu einem eifrigen Wettstreit der Hirten, aus dem sich die Wettläufe und Wettrennen nach dem Maibaum entwickelt haben; weiterhin auch die Vogel-

## Erster Mai im Gefängniß.

Arresterinnerungen von Habakuk.

Das muß ja wohl etwas ganz Besonderes sein, einen Ersten Mai im Gefängniß zu verbringen. Wie Wenigen mag dieses merkwürdige Ereigniß passiert sein! Wie wenigen Genossen, meine ich — denn Leute überhaupt sind an jedem Ersten Maitage in den herrlichen und mächtigen Zwingburgen, ohne die die sogenannte Ordnung selbst obdachlos wäre, genugsam eingesperrt. Ja, damit ich es nur gleich gestehe, ich war schon etlichemale hinter Schloß und Riegel, aber nie noch im holden Mai und am allerwenigsten am Ersten Mai, dem Tage, wo das Proletariat seiner zu erkämpfenden Freiheit gedenkt und sie in Ernst und Würde feiert. Wer, der nur kann, wollte denn an diesem Tage nicht den düsteren Mauern ausweichen, innerhalb deren Du nicht einmal die Freiheit eines Kanarienvogels genießest? — denn der genannte Vogel darf hinter seinen Gittern doch singen und pfeifen; im Gefängniß ist aber Singen und Pfeifen nach Paragraph 24 der Hausordnung streng verboten.

Ja, die düsteren Mauern! Du meinst zu merken, daß ich poetisch werden will, und wirst begreiflicherweise verstimmt. Fürchte nichts! Es ist mir so hinausgerutscht und ich will Dir versprechen, poetische Uebertreibungen fernerhin zu unterlassen. Es ist auch zu arg. Düster sind diese Mauern ja gar nicht. Sie sind einfach schmutzig, schmierig, der Mörtel ist an vielen Stellen abgefallen, ein starker Hagel hat sie, man möchte sagen, ganz blatternarbig gemacht — und sinnend kannst Du stundenlang sitzen und schauen und darüber denken, in welche Verlegenheit Du kämest, wenn Du die Farbe der Mauern nennen solltest. Düster — o nein! Du wirst vielmehr, wenn Du dann noch die Fenster betrachtest, an eines der größten Wunder der Natur erinnert, an die Mimikry, das Anpassungsvermögen gewisser Insekten an Farbe und Aussehen ihrer leblosen Umgebung. Du hast gewiß schon von dem wandelnden Blatt gehört, einem Insekt, das, in welchem Laube lebend, selbst einem welken Baumblatte gleicht und so der Verfolgung seiner Feinde entgeht. Die Fenster des Gefängnisses, von dem ich spreche, müssen wohl auch eine schwere Menge uns allerdings nicht bekannter und noch nicht erforschter Feinde und Verfolger haben, denn Dein Auge entdeckt sie trotz ihrer Größe nur sehr schwer von außen in den Mauern. So sehr haben sie Schmutz und Wüßtheit der sie umgebenden Mauern angenommen . . .

Nein, ich will nicht poetisch werden und ich will Dir daher auch nicht erzählen, wie ich, der goldigen Freiheit gedenkend, an Thür und Gitterstäben gerüttelt habe und selbstverständlich und natürlich vor Allem am Ersten Mai gerüttelt hätte, wenn ich ihn im Gefängniß erlebt hätte. Wie gesagt, es hat nicht sollen sein, aber ich war an jenem Märzsonntage im Gefängniß — ich sage Gefängniß, denn das Wort Arrest erinnert mich in seinem Klange immer an

das Rasseln der Schlüssel des Aufsehers — ich war also damals im Gefängniß, da Ihr, ebenfalls zu vielen Tausenden, hinauszogt zur Ruhestätte der Todten des unvergeßlichen Jahres 1848. Und ich war im Geiste bei Euch. Aber ich habe nicht an Thür und Fenstergitter gerüttelt, so hübsch und romantisch sich das zweifellos gedruckt lesen würde. Ich kann nicht lügen und folglich auch nicht dichten und dann — an der Thür kann man gar nicht rütteln, denn sie hat keine Klinken oder sonst etwas Vorspringendes, woran man sie innen fassen könnte. Hätte ich aber an den Fenstergittern rütteln wollen, so hätte ich müssen den Tisch zum Fenster rücken, einen Stuhl darauf stellen und da hinaufflettern. Das wäre nicht nur un bequem gewesen, sondern der Wachposten, der just unter meinem Fenster auf- und abspazierte, hätte mich jedenfalls freundlich angebrüllt und vielleicht wäre ich gar als irrsinnig zum Gefängnißarzt geführt worden. Ich hätte Pulver einnehmen müssen, viel Pulver. Denn der Herr Gefängnißarzt kurirt Alles mit Pulver — nicht etwa mit Schießpulver, was ja vielleicht doch Wirkungen hervorbringen könnte, sondern mit, weiß der Himmel was für unschuldigem Pulver. Krumme Finger und Bühneraugen, Ohrenstechen und Augenkatarrh, Husten und Bauchgrimmen, Rheumatismus und Nasenbluten und möglicherweise auch Zerriss und Tobsucht, alle Krankheiten werden von dem Allerweltspulver bedroht und wenn sie nicht weichen, so ist es wahrlich nicht des Pulvers Schuld, sondern ihre eigene Unverschämtheit und ihr Eigensinn. . . . .

Also, ich habe mich auch an jenem Gedentage des März so sittsam und verständig, so ganz und gar unromantisch betragen, wie es die nüchterne Hausordnung des Gefängnisses vorschreibt, und so würde ich es auch am Ersten Mai halten. Aber Ihr werdet ja wissen wollen, was ich an dem Tage trieb oder wie mir zu Muth war. Nun, Viele von Euch kennen mich als Philosophen und die werden mir es glauben und es vielleicht verstehen, wenn ich hier sage, daß mir, wie man zu sagen pflegt, gewissermaßen „gar nicht“ zu Muth war. Definire den Begriff, wer kann. Ich kann's nicht. Nenne es aufgeregte Wurstigkeit, so hast Du eine bloße Ahnung davon. Du versicherst Dir selbst zwölfmal in der Minute, daß „man da nichts machen könne“, daß es ein Tag sei wie ein anderer und daß Du Dir an diesem Tage so wenig daraus machst, eingesperrt zu sein, wie an jedem anderen. Du versicherst Dir Deine Gleichgiltigkeit in dieser Weise mehrere Stunden lang, bis Du vor lauter Gleichgiltigkeit in jenen Zustand gerathen bist, in dem Du in eine Butte springen könntest, wenn man sie Dir zur Verfügung stellte, und in dem Du allen Ernstes die Gesetze der Schwerkraft aufgehoben wähest, denn sonst würdest Du Dich sicher nicht vergebens damit abmühen, an der senkrechten Wand hinaufzulaufen zu wollen. Es ist halt doch kein Tag wie ein anderer . . . . Ich hatte mich wirklich jeglichen Morgen über die Spaten und Amseln gewundert, die in ungläublicher Geschmacksverirrung gerade den öden und mörderisch langweiligen Hof des Gefängnisses mit seinen paar verkrüppelten Bäumen zu ihrem Aufenthalt gewählt haben, wo sie doch die hellen, licht- und

schiefen. Doch fanden die Pferderennen in den Städten nicht immer am 1. Mai statt, so die berühmten Scharlachrennen in Wien zu den Jahrmärkten, am 26. Mai (Christi Himmelfahrt) und 25. November (Katharina). Zu diesen Veranstaltungen begab sich der Stadtrath im feierlichen Zuge, in dem auch die „Frauen“, d. i. die Prostituirten, nicht fehlten. Das Mittelalter machte nämlich aus seinen Lastern kein Hehl und den Wiener Gemeinderäthen von damals fiel es nicht ein, die Gefährtinnen ihrer nächtlichen Sünden am Tage zu verleugnen.

An diese Scharlachrennen wollen manche die berühmten Läuferrennen am 1. Mai anknüpfen, die unter Karl VI. durch Spanier in Wien eingeführt wurden und bis zum Jahre 1848 dauerten. Wenn hier ein wirklicher Zusammenhang besteht, haben wir die alte Maifeier in ihrer scheußlichsten Entartung vor uns. Die Bürger hatten das Recht auf die eigene Fröhlichkeit verloren — Maria Theresia verbot mit dem Maibaum auch die Maireigen — und durften nur mit demüthiger Bewunderung die Roheiten begaffen, mit denen ein hoher Adel seine entarteten Sinne ergöhte.

Daß die Maifeier in den Städten ihre unmittelbare Beziehung zu den für die Landwirtschaft bedeutungsvollen Thatsachen frühzeitig verlor und sich in eine symbolische Begrüßung des Lenzes unwandelte, davon zeugt das Weilchenfest in Wien, das schon unter Leopold dem Glorreichen 1230 nachzuweisen ist. Wer nämlich das erste Weilchen auf dem Felde fand, bedeckte es mit seinem Hute und meldete seinen Fund dem Herzog, der sogleich mit seinem Hofstaat und zahlreichem Volke zur Stelle eilte. Dort wurde ein Reigen aufgeführt und das schönste und sittsamste Mädchen bekam das Recht, den Erstling des Jahres zu pflücken.

Der 1. Mai war als Feiertag natürlich auch Ferihtag in den Schulen und hat sich als solcher manchmal auch dort erhalten, wo die Feier im Uebrigen abgekommen war. Noch vor Kurzem schrieben die deutschen Schulkinder in Galizien am festlichen Tage auf die Tafel:

Heute ist der erste Mai,  
Alle Schüler bitten frei,

löschten aber, bevor der Lehrer eintrat, die Verse kleinmüthig wieder aus. An vielen Orten gab es besondere Schulfeste, namentlich Weisenerfest. Merkwürdig ist das schon 1426 in Regensburg übliche: „In die Virgatum gehen“ der Schulkinder. Die Kinder zogen unter heiteren Gesängen ins Freie und schnitten dort die Ruthen (lat. virga) ab, die dann jährüber dem Lehrer als wichtigstes pädagogisches Hilfsmittel dienten.

Das walte Fest des Frühlings, die Maifeier unserer Ahnen, galt der Befreiung des Menschen von den feindlichen Gewalten der Natur. Wintersturm und Frost sind aber nicht die einzigen Unterdrücker des Menschen. Er selbst hat mit der eigenen Hand neue schrecklichere Mächte der Unterdrückung geschaffen. Für die Unterjochten des Kapitalismus blühen auch die natürlichen Empfindungen, die Freude am Frühling

lebendurchflutheten Straßen und schöne Gärten finden könnten. Aber an jenem Morgen erklärte ich sie geradeheraus für dumme Aeser; die statt Unserem ein-gespart werden sollten, weil sie nicht wußten, wohin sie eigentlich gehören.

Dann aber fühlte ich in mir ein mächtiges Drängen, etwas zu thun, was mit dem Tage zusammenhänge. Ich wollte ein Gedicht machen, aber die An-wandlung ging vorüber, als ich die wahrscheinlichen Folgen einer solchen Unvor-sichtigkeit bedachte. Aber was thun? Nach einer Weile verzweifelte Nagelkausens hatte ich's. Ich hatte ja noch gar nicht das Wetter gesehen. Selten hat je ein Meteorologe der Welt vier Quadratmeter des Firmamentes so aufmerksam und eindringlich mit seinen Blicken zu erforschen gesucht wie ich damals. So viele Quadratmeter konnte ich nämlich von meiner Zelle aus mit meinen Augen um-spannen und wohl eine Stunde prüfte und untersuchte ich. Eine Wolke, die meine vier Quadratmeter just passirte, verwünschte ich in die Hölle; und nachdem ich endlich trotz allen Hinsträrens nichts entdecken konnte als tabellos himmelblaue vier Quadratmeter Firmament und ich überzeugt war, daß es heute nicht regnen würde, wünschte ich allen Genossen und Genossinnen das schönste Wetter zu ihrem nachmittägigen Zuge. So ist's ja auf dieser Erde. Man wünscht dort, wo es ganz überflüssig ist und bildet sich wohl danach noch ein, die Wünsche hätten gar mächtige Wirkung ausgeübt. Auch ich war den ganzen Tag felsenfest davon über-zeugt, daß ohne meinen Wunsch das Wetter nicht halb so schön ausgefallen wäre. Will mich wer ob meines unschuldigen Aberglaubens tadeln? Doch wohl nicht; es war ja ein Wünschen für Andere, kein selbstsüchtiges Begehren. Ach, ich hatte ja nichts von dem schönen Wetter. Hier gab es nur den gewöhnlichen alltäglichen „Zug“, den Spaziergang nämlich der Gefangenen, hausordnungsgemäß Sträflinge genannt. Wir gingen paarweise um ein einst grün angestrichenes gewesenes Staket herum, innerhalb dessen ein angeblicher Birnbaum und mehrere verkümmerte Hollerbüschel prohenhaft zu erklären versuchten, einen Garten vorzustellen, in welcher Einbildung sie allerdings von einem Gartenhäuschen mit zerbrochenen Fenstern lebhaft unterstützt wurden — man kann sich denken, warum. Um dieses Staket schlichen wir also täglich eine Stunde vor- und Nachmittags, immer die erste halbe Stunde rechts herum, die zweite halbe Stunde aber links herum, offenbar, um nicht schwindlig zu werden. Zu diesem trübsinnigen Zug mit dem verglichen das Gefolge des Leichenbegängnisses eines Gemeinderathes der reinste Narrenabend ist, packte eigentlich gar nicht einmal das schöne Wetter, das ich gewünscht hatte. Aber ich war eben nicht selbstsüchtig, richtig gesagt, ich war es noch nicht.

Wie, noch nicht? Leider. Nach dem Mittagessen jenes mir unvergeßlichen Märztages machte ich zunächst wieder jene bereits erwähnten Versuche, an der Wand hinaanzuklettern. Natürlich erst, nachdem ich mir vierundsechzigmal die Beruhigung zugesüßert hatte, daß ich ganz und gar nicht notwendig sei „dabei“. Ich nannte mich spottend den Herrn Ababei, der glaube, es sei etwas nicht voll-ständig, wenn er dabei fehle. „Keine Klage vermisst Dich!“ rief ich mir selbst

in Feld und Wald, nicht mehr. Gebannt in das ewig gleichmäßige Getriebe der Fabrik, sehen sie in ihren heißen Werkstätten, in der dumpfen Atmosphäre ihrer Wohnungen, auf ihren eintönigen Wande-rungen von Haus zu Werkstatt, von der Werkstatt nach Hause kaum mehr die wunderbaren Veränderungen, die das wandelnde Jahr der Erde bringt. Dem Proletarier ist der Lenz kein Befreier. Aber sein Sehnen eilt einem anderen Frühling entgegen, der die Freiheit von der sozialen Unterdrückung bringt. Der Sozialismus ist der Lenz des Proletariats und ihm ist sein 1. Mai geweiht. So bekommt die halb-vergessene Hirtenfeier ein neues Leben und einen neuen höheren Sinn. Sie bedeutet nun nicht die Befreiung von schlimmen Naturgewalten, sondern die Befreiung des Menschen von menschlicher Gewalttherrschaft, von Ausbeutung und Unterdrückung, die Erlösung der Geknechteten zu einer freien und schönen Gesittung, die dem Menschen das ganze Reich menschlichen Lebensgenusses erschließt.

Otto Pohl.



## Industriepolitik und Sozialpolitik.

Der heutige Stand unserer industriellen Entwicklung, sowie der Organisation unseres Handels läßt es, wie übereinstimmende Urtheile der beteiligten Kreise selbst bezeugen, für ersprießlich ansehn, die Frage näher zu untersuchen, ob unsere gesammte Produktion und der Waarenvertrieb nicht in neue Bahnen gelenkt werden müssen. Wenn man einerseits die Klagen der österreichischen Erwerbsthätigen über schlechten Geschäftsgang, Ueberproduktion, verderbliche Konkurrenz im Inlande und über die Nothwendigkeit von Produktionsbeschränkungen verfolgt und andererseits beobachtet, welcher geringe Antheil uns bei der Versorgung wichtiger Konsumplätze zufällt, wie dieser Antheil sogar an Plätzen sinkt, die wir aus historischen Gründen zu den Domänen unseres Außenhandels zählen durften — so zeigt es sich klar, daß Handel und Industrie in Oesterreich neue Formen der Organisation annehmen müssen, um dem dermaligen Zustande ein Ende zu machen, der trotz besserer Erkenntniß ein Beharren in Passivität und Resignation bedeutet.“

Mit diesen Worten beginnt die vor Kurzem publizierte Denkschrift des Handelsministeriums über die Förderung des österreichischen Exports. Sie sagt nichts Neues, aber daß auch das Handelsministerium zur Erkenntniß gekommen ist, „daß Handel und Industrie in Oesterreich neue Formen der Organisation annehmen müssen“, ist für uns von Interesse. Auf den ersten Blick möchte man glauben, Herr von Dipauli und seine Hofräthe hätten sich zum Hainfelder Programm bekehrt. Das ist uns nun freilich erspart geblieben. Die angeführten Sätze wollen nicht mehr, als die Thatsache anerkennen, daß die Um-wandlung Oesterreichs aus einem Agrikultur- zum Industriestaat durch unsere Industriellen selbst verzögert wird, die unfähig sind, ihre neuen

laut zu, gab meine Kletterungen an der Wand auf und legte mich aufs Bett. Aber hinter der Nase mußte ein verdammter Wurm der Eigenliebe und des Egoismus gelauert haben. Der plagte mich jetzt ganz fürchterlich. Natürlich vermischte mich Niemand; was ist der Eine in der Tausendthaus der proletarischen Soldaten? Aber ich war ja nicht todt; dachte aber trotzdem überhaupt noch Einer an mich? Ja, freilich, die haben jetzt nichts Geheideres zu thun, als an Dich zu denken! Wer bist Du denn, Du Tropf? — Ja, ich weiß, ich bin nur ein Tropfen im Meere, aber vergessen zu werden ist so hart. — Ich thät' halt gar zum raunzen anfangen! — Ist alleseins; wenn ich hinausdenk' an Alle, so wird doch Einer oder der Andere auch einen Augenblick hereindenken können an mich. — Na, Einer oder der Andere wird schon denken an Dich. — Ja, aber bestimmt möcht' ich's wissen. . . . In dieser Weise wälzten sich und raupfen egoistische und altruistische Gedanken lange Zeit in mir, bis wieder ein unschuldiger Aberglaube die Sache entschied. Das linke Ohr begann mir zu sausen und nun gedachte man meiner — selbstverständlich. Es war vielleicht nur der Schuster, der noch auf die Bezahlung des letzten Paares Schuhe wartet, und vielleicht gedachte er meiner sogar mit einem Fluche — aber ich bildete mir ein, daß man sich jetzt bei dem großen Zuge meiner erinnert und von mir gesprochen habe und fast meinte ich zu hören, wie ein wackerer Genosse einem zweiten gegenüber behauptete, es sei doch schade, daß ich da nicht mit sein könne. Wenn es wider Erwarten einen solchen Genossen gegeben hat, dann danke ich ihm an dieser Stelle dafür von ganzem Herzen. Wenn nicht, dann mache ich mir heute, wo ich mich der Freiheit erfreue, auch nichts daraus.

So macht Einen das Gefängniß. Statt zu bessern, weckt es die unedlen Triebe in der Seele. Neben einem Funken Bruderliebe, der uns eigen ist, entfacht es in uns eine Flamme voll Eignucht und Eitelkeit, die uns bis dahin fremd war, und nicht im Namen des Gesetzes zwar, aber im Namen des Menschenthums bist Du beim Austritt aus dem Gefängniße schuldiger und strenger zu verurtheilen, als bei Deinem Eingange in diese heiligen Hallen, wo man nichts als die Rache kennt. . . .

Das war, Genossen und Freunde, jener Gedenktage des Proletariats, den ich im Gefängniße mitgemacht. So würde ich es voraussichtlich auch an einem Ersten Mai treiben, wenn ich ihn hinter den zuvor beschriebenen düsteren Mauern erleben müßte. Ich könnte wirklich nicht mehr thun, als Eurer Gedanken und Euch schönes Wetter für den herrlichen Zug in den grünen Prater wünschen; höchstens könnte ich als Zugabe noch wünschen, daß etliche berittene Schutzleute ihre Ueberflüssigkeit einsehen, auf ihren Pferden einschlafen und sanft aufs Pflaster herabgleiten möchten, damit es doch an Belustigung an diesem ernstesten Tage nicht fehle. Meine übrigen selbstsüchtigen Gedanken aber habt Ihr mir sicher verziehen und würdet Ihr mir auch am Ersten Mai verzeihen.

Glücklich Jeder, der ihn in Freiheit begehen, der mit dabei sein darf!

Aufgaben zu begreifen, für welches Kompliment die Herren Leitenberger, Hallwisch & Komp. sich beim Handelsminister bedanken mögen.

Für die Arbeiterklasse ist selbstverständlich die Lage der Industrie von größter Bedeutung. Schlechter Geschäftsgang bedeutet sinkende Löhne für die Einen, Arbeitslosigkeit mit allen ihren Schrecken für die Anderen. Gute Konjunktur aber vermindert die industrielle Reservearmee, erhöht die Löhne und ermöglicht wenigstens den organisierten Arbeitern, im gewerkschaftlichen Kampfe einen Antheil am Profite der Unternehmer zu erobern. Nun nehmen wir zwar das Gezeter über den schlechten Geschäftsgang nicht allzu tragisch — wann wäre auch je ein Fabrikant mit seinem Profite zufrieden gewesen? — aber wir glauben allerdings, daß die industrielle Entwicklung Oesterreichs sehr viel zu wünschen läßt. Gewiß könnte Oesterreich auf dem Weltmarkte ein andere Rolle spielen, wenn nur die berufenen Faktoren — Regierung und Unternehmerklasse — den Grund des Uebels einzusehen vermöchten und sich dann entschließen könnten, die gewonnene Einsicht in kühne That umzusetzen.

Die Denkschrift des Handelsministeriums kennt eigentlich nur eine einzige Erklärung für das Zurückbleiben unserer Industrie: „sie leide insbesondere auch vielfach an ungenügender Spezialisierung“. Das will heißen, daß die einzelnen Industriellen sich mit der Erzeugung der verschiedensten Waaren befassen, statt sich auf die Produktion einer großen Menge eines oder ganz weniger Artikel zu beschränken. Ein Rohrwalzwerk z. B., das alle möglichen Rohre herstellt, ist durchaus verschieden von einem Rohrwalzwerk, das nur eine einzige Spezialität, etwa Kesselrohre, liefert. Es ist leicht einzusehen, daß der letztere Betrieb den fortgeschrittenen Typus repräsentirt. Die spezialisierte Fabrik arbeitet ökonomischer und ist technisch leistungsfähiger, sie liefert bessere und billigere Waaren als das nicht spezialisierte Etablissement. Die ungeheure Ueberlegenheit der englischen Baumwollspinnerei beruht nicht zum wenigsten auf der streng durchgeführten Spezialisierung. Jede große Spinnerei spinnst jahraus jahrein eine einzige Nummer.

Spezialisierung ist gewiß nicht die einzige Reform, die noth thut, aber jedenfalls eine der wichtigsten. Nun setzt aber Spezialisierung den Großbetrieb voraus. Erst wenn es möglich ist, eine große Anzahl von Kesselrohren abzusetzen, ist es auch möglich, einen Betrieb ausschließlich auf die Erzeugung von Kesselrohren einzurichten. Die Entwicklung der Großindustrie überhaupt geht immer der Arbeitstheilung voraus, die in unserem Falle die Spezialisierung bedeutet. Und ob die Großindustrie in Oesterreich schon so entwickelt ist, daß die Spezialisierung überall möglich, ist noch die Frage. Wird sie verneint, dann muß die Industriepolitik der Regierung zunächst auch darauf gerichtet sein, den Fortschritt der Großindustrie zu beschleunigen. Wie damit die liebevolle Fürsorge für das Kleingewerbe, die künstliche Fortfrisung veralteter Betriebsformen vereinigt werden kann, bleibt freilich das Geheimniß des Herrn von Dipauli.

Entwicklung der Großindustrie und Spezialisierung der Betriebe sind nur andere Ausdrücke für das eigentliche Problem, um das es sich handelt. Will die österreichische Industrie auf dem Weltmarkte konkurriren, so muß sie billiger liefern können, als sie heute vermag. Sie muß zunächst ihre Produktionskosten herabsetzen. Das ist nur möglich durch Anwendung aller Fortschritte der Technik, also durch die Entwicklung der Großindustrie und dann durch Spezialisierung der Großbetriebe. Kann die Regierung hier helfend eingreifen? Und wie müßte ihre Industriepolitik beschaffen sein?

Die ökonomische Nothwendigkeit ist die Mutter der Großindustrie gewesen, unter dem Drucke wirtschaftlicher Bedingungen hat sich zuerst der Uebergang von der niederen zur höheren Produktionsweise vollzogen. Aber dort ist der ökonomische Fortschritt am größten, wo er in den Dienst des sozialen Fortschrittes gestellt ist. So lange es sich nur um den Kampf gegen das Kleingewerbe handelt, kann er mit der Waffe der ungeheuren technischen Ueberlegenheit allein geführt werden, und Kleinmeister wie Großindustrieller mögen noch in dem Bemühen wetteifern, den Arbeitslohn bis auf das absolute Existenzminimum herabzudrücken. In dem Zeitalter der internationalen Konkurrenz auf dem Weltmarkte aber steht Großindustrie gegen Großindustrie. Wenn die Kapitalkraft und die technische Leistungsfähigkeit zweier Betriebe die gleichen sind, so bleibt nur noch ein Mittel zur Herabsetzung der Produktionskosten: die größere Leistungsfähigkeit der Arbeiter, die eine Steigerung der Produktivität bedeutet. Unter sonst gleichen Verhältnissen muß der Betrieb, muß der Staat im Konkurrenzkampfe siegen, der die besten Arbeiter besitzt. Oesterreich wird an Kapitalkraft und in sehr vielen Industrien auch an technischer Leistungsfähigkeit von seinen Mitbewerbern auf dem Weltmarkte weit übertroffen. Um dieses Mißverhältniß auszugleichen, müßten die österreichischen Arbeiter den deutschen, englischen und amerikanischen weit überlegen sein. Ist das der Fall? In Wahrheit bleibt der österreichische Arbeiter hinter seinen ausländischen Brüdern zurück. Wer den Abstand messen will, der vergleiche das deutsche oder gar das schweizerische Volksschulwesen mit den österreichischen Verhältnissen, vergleiche den Fleischkonsum des englischen und amerikanischen Arbeiters mit dem des österreichischen Arbeiters.

Und ferner: Die technische Ueberlegenheit des fabrikmäßigen Großbetriebes steht doch außer allem Zweifel. Die Förderung der Groß-

industrie ist also im klaren Interesse der österreichischen Volkswirtschaft gelegen. Das Privatinteresse des einzelnen Unternehmers will es aber oft genug anders. So lang es für den Kapitalisten vorthafter, das heißt billiger ist, statt Maschinenkraft Menschenkraft zu verwenden, wird er an die Einführung des maschinellen Betriebes nicht denken. Kleingewerbliche Produktion und Hausindustrie spielen in Oesterreich noch die größte Rolle. Diesen Betriebsweisen die Existenzbedingungen entziehen, soweit sie in der brutalsten Ausnützung der Arbeitskräfte bestehen, heißt die Bahn für die Großindustrie freimachen.

Die Industriepolitik, die die Regierung einschlagen müßte, ist also vor Allem eine ehrliche und kräftige Sozialpolitik. „Wenn wir jemals genöthigt sind“, rief Macaulay in seiner großen Rede über den Zehnstundentag (1846) aus, „die erste Stelle unter den Handelsvölkern abzutreten, so werden wir sie nicht einem Geschlecht entarteter Zwerge, sondern einem an Körper und Geist vorragend kräftigen Volke abtreten.“

Weg also mit dem Schwibsystem, weg mit der Lehrlingschinderei, weg mit dem Sitzgesellenwesen, mit dem Ihr „ein Geschlecht entarteter Zwerge“ aufzieht!

Und Schutz der Fabrikarbeit, wahrhaften, ehrlichen Schutz! Gebt uns den Achtstundentag! Wir fordern ihn im Namen der bedrohten Industrie!

Gebt uns das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht in Staat, Land und Gemeinde, damit wir arbeiten können an der Erziehung der kommenden Generation zu einem „an Körper und Geist vorragend kräftigen Volke!“

Das wären die richtigen Mittel „zur Förderung des Exportes“. Das wären die „neuen Formen der Organisation unserer Industrie“. Können die Fabrikanten Herrn von Dipauli besser berathen? Gewiß. Sie werden ihm von den unerschwinglichen Lasten erzählen, welche die Sozialreform ihnen aufgebürdet habe, von der Unmöglichkeit, mit dem Auslande zu konkurriren, so lange der Elfstundentag auch nur auf dem Papier stehe, und vor Allem, so lange die berufsmäßigen Heber und Schürer, die von Arbeiterkreuzern sich mästenden Agitatoren ihr Unwesen treiben dürfen. Und Herr von Dipauli wird den braven Industriellen andächtig zuhören.

Der österreichische Export wird aber ganz gewiß zunehmen. Ganze Schiffsladungen von galizischen Bauern, den Opfern der Schlachta, ganze Züge von deutschen Bauern, die von hohen Herren „gelegt“ worden sind, werden uns auch in den kommenden Jahren verlassen und werden im Auslande den Ruhm Oesterreichs verkünden. Durch Berücksichtigung dieser Exporte aber ließe sich unsere Handelsbilanz leicht als überaus günstig darstellen, und damit wäre ja die ganze Exportfrage gelöst.

Benno Karpeles.

## Das Wahlrecht der Frauen.

Die abgedroschensten, wenn auch noch so oft widerlegten Nebensarten sind noch immer gang und gäbe, wenn über das Wahlrecht der Frauen gesprochen wird. Wohl hat die Forderung nach dem Frauenstimmrecht schon eine ziemliche Anhängerzahl, aber ausschlaggebend sind noch immer die Gegner. Die große Masse ist in dieser Frage noch ganz gleichgiltig. Kann man aber einmal nicht ausweichen, über das Frauenwahlrecht zu reden, so werden die merkwürdigsten und seltsamsten Ansichten laut. Am schnellsten ist man mit dem Schlagwort der Inferiorität der Frauen zur Hand. Man sieht schon die Reaktion ihre schwarzen Fittige ausbreiten, würden die Frauen einen Stimmzettel in die Hand bekommen. Als zweite Gefahr erklärt man die Möglichkeit, daß die verheirateten Frauen bei Ausübung des Wahlrechtes mit der politischen Anschauung ihrer Männer in Widerspruch kommen könnten. Dem Familienleben soll Gefahr drohen, wenn die Frauen in eine politische Versammlung gehen, anstatt dem Manne ein warmes Nachtmahl herzurichten. Und, welche Wirkung würde es auf die Kinder ausüben, wenn die Mutter Kandidatenreden anhörte, anstatt Erziehungsfragen zu studiren!

Diese und noch ein ganzes Register anderer Einwände wird gegen die Verleihung des Wahlrechtes an die Frauen vorgebracht. Ist aber auch nur einer dieser Einwände gerechtfertigt? Aufrichtig und gewissenhaft muß man heute zugeben: Ja, die Frauen sind unwissend in Allem, was soziale und politische Vorgänge betrifft. Ihre Inferiorität geht so weit, daß sie es gar nicht wissen und empfinden, daß das Gesetz ihnen nur Staatsbürgerpflichten aufbürdet, sie aber von den Staatsbürgerrechten ausschließt. Sie empören sich nicht darüber, daß man sie für unreif erklärt, wenn es sich darum handelt, ihr Votum für oder gegen ein Gesetz abzugeben, daß sie aber für reif genug gehalten werden, unterscheiden zu können, ob das, was sie thun, erlaubt ist oder nicht. In letzterem Falle werden sie, die Unreifen und Inferioren, mit der ganzen Strenge, gerade so wie Mündige, bestraft.

Warum sind aber die Frauen überhaupt inferior? Etwa in Folge einer erblichen Belastung vom ersten Weibe her? Das kann gewiß nicht gelten, denn das erste Weib, von dem wir in der Schule lernen, kann nicht stumpfsinnig und indolent gewesen sein, wie hätte sie sonst die Verfäherin des begabteren, mit höherer Vernunft begnadeten Mannes sein können! Nein, man hat das Weib zu dem gemacht, was es heute ist. Die Unwissenheit der Frauen beruht nicht auf angeborener Beschränktheit, sie ist eine Folge der frühzeitigen Unterdrückung ihrer geistigen Regsamkeit. Ihre Indolenz gegen Alles, was nicht in die sogenannte weibliche Sphäre fällt, als da sind: Sich puzen und schmücken, Kochen, stricken u. c., ist das Resultat des bei ihnen angewandten Erziehungssystems. Ist doch nicht selten Spott der Lohn für ihre oft tief empfundene Wißbegierde. Konnte unter solchen Umständen die Frau anders werden als sie geworden ist? Immer zurückgestoßen, gedemüthigt und eingeschüchtert, mußte sie da nicht schließlich selbst an ihre Inferiorität, an ihre „gottgewollte“ Dummheit

und Beschränkung glauben? Frivolität und kleinlichste Bornirtheit ist es, wenn den paar Frauen, die nach der Befreiung ihres eigenen Geschlechtes streben, gesagt wird: „Was wollt Ihr, Euer Geschlecht ist inferior und hat ja kein Verständnis für politische Fragen, wie Wahlrecht etc. Die Frauen verlangen es ja gar nicht.“

Die armen ausgehungerten Proletarierinnen haben ja auch kein Verlangen nach den Lederbissen einer feinen Tafel, weil sie von dem Vorhandensein dieser Genüsse gar nichts wissen. Den indifferenten Armen erscheint es ganz natürlich, daß sie entbehren und andere genießen; die Sozialdemokratie erst sucht sie aufzuklären und zu höheren Bedürfnissen zu erziehen. So wird es auch mit dem Verständnis der Frauen für das Wahlrecht sein; wenn sie über seinen Werth aufgeklärt sind, dann werden sie es verlangen.

Jene Arbeiterinnen, die den Wahlrechtskampf der sozialdemokratischen Arbeiter verfolgt und zum Theil auch mitgekämpft haben, haben auch Verständnis für den Werth einer guten Volksvertretung und geben sich der Hoffnung hin, daß die Erklämpfung des Wahlrechtes für die Arbeiter auch das Wahlrecht der Frauen einen Schritt näher gebracht hat. Wie würde das erst sein, wenn eine jahrelange, lebhafteste Agitation unter den Frauen entfaltet würde!

Da taucht aber wieder das Schreckgespenst auf: Die Frauen seien verpfaßt und ihre Beteiligung an der Wahl würde die Reaktion stärken. Die Verpfaßung der Frauen wird aber bedeutend abnehmen, wenn einmal eine wirklich kräftige sozialdemokratische Agitation bei den Frauen einsetzt wird. Der Pfarrer ist bisher der einzige Agitator gewesen, der seine ganze Aufmerksamkeit auf die Frauen konzentriert hat. Unterschätzt darf aber auch nicht werden, daß selbst radikale und freidenkende Männer bisher fast gar nichts dagegen gethan haben, wenn ihre Frauen und Töchter im Beichtstuhl ihre Belehrung holten. W. m. der Mann auch in der Familie Lehrer und Agitator sein wird, dann wird auch dem pfäffischen Einfluß auf die Frauen die Sterbestunde geschlagen haben. Sind doch die Mehrzahl der Frauen Oesterreichs Lohnarbeiterinnen, von einer, wenn auch noch unbewußten, doch schon bestimmt vorhandenen Klassensolidarität erfüllt.

Die Arbeiterin, die das Stimmrecht hat, wird unterscheiden können, ob sie einen Pfarrer wählen soll, der Armuth und Elend als Prüfung Gottes erklärt, oder einen Sozialdemokraten, der eine ausreichende Armenversorgung verlangt; ob sie einem prohigigen Hausherrn ihre Stimme geben soll, der alle Lasten auf die Miether abwälzt, oder einem Sozialdemokraten, der im Interesse der Arbeiter für den Bau gesunder und billiger Wohnungen eintritt.

Wacht das Interesse der Frauen und es wird vorhanden sein! Und was die Familie betrifft, so wird sie durch das Wahlrecht der Frauen nicht mehr Schaden nehmen, als heute dadurch, daß die Frau, trotz Mann und Kindern, Fabrikarbeiterin, Feldarbeiterin, Schneiderin, Komptoiristin, Bedienerin oder irgend etwas sein muß. Der Mann wird nicht mehr Bequemlichkeit entbehren als heute, wo die Frau außer Haus verdienen geht. Und die Frau, die noch nicht Lohnarbeiterin ist und ihre ganze Zeit den Gattinnen- und Mutterpflichten widmen kann, wird durch Ausübung des Wahlrechtes ihre Hausfrauenpflichten nicht mehr vernachlässigen, als wenn sie ab und zu einem Vergnügen nachgeht, oder als fromme Christin mindestens einmal wöchentlich einer Messe beiwohnt. Die Gesamtheit aber wird gewinnen. Die geistigen Fähigkeiten der Frauen werden sich entwickeln, ihr Selbstbewußtsein steigen, und anstatt ihren Kindern das Bild der Demuth und Unterwürfigkeit zu bieten, wird sie sie eine selbständige, geistig entwickelte Persönlichkeit schäzen lehren.

Was aber den Einwurf betrifft, daß zwischen Mann und Frau politische Meinungsverschiedenheiten entstehen könnten, so halten wir diese Aussicht wahrlich für nicht gefährlich. Eine politische Meinungsverschiedenheit wird gewiß nicht verrohend und zerfetzend auf das Eheverhältniß wirken, bei vernünftigen Leuten wird es sogar zu gegenseitiger höherer Achtung und Werthschätzung beitragen. Muß denn das Weib in ersten Dingen immer der Meinung des Mannes sein! Darin zeigt sich die Bornirtheit des egoistischen, auf seine Mannesweisheit stolzen Philisters, der in dem Weibe, das mit ihm nicht nur die Freuden, sondern in weit ausgedehnterem Maße die Leiden des Ehestandes theilt, nur das unselbständige, von ihm abhängige Geschöpf sieht und sehen will.

Wie sieht es denn mit der Meinungsverschiedenheit aus, wenn die Frau eine feinfühligere, geistig höher strebende Natur ist, der Mann aber ein Trunkenbold und Spieler, oder auch nur ein beschränkter Philister? Gibt es hier keine Differenzen? Sind diese nicht viel bössartiger und widerwärtiger als eine politische Meinungsverschiedenheit? Aber es gibt auch heute schon eine politische Meinungsverschiedenheit zwischen Mann und Frau. Sie ist dort vorhanden, wo die Frau in der Kirche ihr Höchstes sieht, der Mann aber in sozialistische Versammlungen geht.

Wir meinen, auf solche Zustände könnte die Erhebung der Frau zur gleichberechtigten Staatsbürgerin nur veredelnd wirken. Daß die Frauen ein thatsächliches Interesse an der Gesetzgebung haben, läßt sich nicht leugnen. Als Staatsbürgerinnen, Frauen und Arbeiterinnen sind sie an der Gesetzgebung interessiert. Daß die Frauen das Stimmrecht zu schätzen wissen und ausüben, wenn sie es besitzen, haben sie in der englischen Kolonie Süd-Australien gezeigt. Im Dezember 1894 wurde den Frauen der genannten Kolonie auf Vorschlag der Regierung, nach vorhergegangenem heftigen Kampf der Frauen und aller einsichtigen Männer, dasselbe Wahlrecht verliehen, das die Männer besitzen. Im April 1895 fand die erste Wahl unter Beteiligung der Frauen statt. Eine südaustralische Zeitung („South Australian Argus“) schrieb darüber: „Die Frauen sind überall und ihre Gegenwart in den Straßen und in den überfüllten Wahllokale übt zweifellos einen verfeinernden Einfluß aus. Niemand fand solche Volksversammlungen statt, als bei der letzten Wahl, die durch die erste Ausübung des Frauenstimmrechtes ausgezeichnet wurde, und seit der ersten Wahl ist die Aufregung kaum je so groß gewesen, trotzdem lief Alles in vollständiger Ruhe ab.“

Nun das Stimmenverhältniß: Von 77.752 wahlberechtigten Männern haben 51.572 ihre Stimme abgegeben, von 59.166 wahlberechtigten Frauen 39.312, was für beide Geschlechter einen fast gleichen Prozentsatz ergibt. Aber auch Diejenigen standen als schlechte Propheten da, welche sagten, die Frauen würden der Reaktion Hülfsstruppen abgeben. Aus dieser ersten Wahl, an der die Frauen theilgenommen haben, ging die radikal-liberale, vor Allem aber die Arbeiterpartei als Siegerin hervor. — Auch in einer anderen englischen Kolonie, in Neu-Seeland, wurden dieselben Erfahrungen gemacht. Nach einer 14-jährigen Agitation haben die Frauen das Wahlrecht errungen und es theilhaftig sich an der ersten Wahl von 109.661 wahlberechtigten Frauen 90.290. Auch diese Frauen haben ihre Stimmen zu Gunsten der liberalen und sozialistischen Kandidaten abgegeben. Auch in einigen Staaten Nordamerikas haben die Frauen das Wahlrecht und machen den besten Gebrauch davon. Erwähnt sei noch, daß die Frauen Englands und der skandinavischen Länder das Wahlrecht in die Provinziallandtage und Grafschaftsräthe besitzen, was unseren Landtagen und Gemeinderäthen gleichkommt.

Wie aber steht es in Oesterreich? Nachdem man den Arbeitern nach heißem Kampfe das Wahlrecht in der V. Kurie gegeben hat, oder vielmehr geben mußte;

nachdem nun auch dem niederösterreichischen Landtage eine unannehmbarere Forderung auf Ausdehnung des Wahlrechtes auf die Arbeiter vorliegt und auch im Wiener Gemeinderathe eine Vorlage auf Ausdehnung des Gemeinewahlrechtes auf alle 24-jährigen männlichen Staatsbürger eingebracht wurde, stehen wir vor der Thatsache, daß keine der genannten Körperschaften es auch nur der Mühe werth erachtet hat, zu sagen, warum die Frauen nicht das Wahlrecht bekommen. Und doch wurde den christlichen Frauen Wiens — seinerzeit — von dem gegenwärtigen Bürgermeister das Gemeinewahlrecht in nicht mißzuverstehender Weise in Aussicht gestellt.

Die Frauen Wiens haben das Gemeinewahlrecht schon einmal gehabt; im Jahre 1849 wurde es ihnen entzogen. Zum niederösterreichischen Landtag waren die Frauen bis zum Jahre 1888 wahlberechtigt. Zu anderen Landtagen und Gemeindefestereichen sind die Frauen, die eine direkte Steuer zahlen, auch jetzt noch wahlberechtigt.

An den proletarischen Frauen, an den sozialdemokratischen Arbeiterinnen ist es, endlich ernstlich ihr Wahlrecht zu reklamieren. Wenn wir auch nicht von heute auf morgen siegen, die Sozialdemokratie hat auch den Frauen gelehrt und lehrt es ihnen immer wieder, wie man beharrlich und unermüdet um ein Ziel kämpfen muß.

Am 1. Mai, der die Männer und Frauen der Arbeit in gleicher Weise zur Besinnung auf sich selbst aufruft, mögen Arbeiter und Arbeiterinnen sich auch des Frauenwahlrechtes erinnern und neue Kraft zum Kampfe dafür schöpfen.

Adelheid Popp.



## Eine Maifeier im Hochgebirge.

Die Arbeiter in einer bekannten Sommerfrische des Salzkammergutes hatten zum Aerger und zum Schreck der wohlhablichen dortigen Bürgerschaft beschlossen, den 1. Mai durch Arbeitsruhe zu feiern. Es bemühten sich zwar die Ortsautoritäten, der Bürgermeister, der Gemeindefunktionär und der Polizeikommandant, dem Obmann des neugegründeten Arbeitervereines die schrecklichen Folgen dieser bevorstehenden Rebellion in den schauerhaftesten Farben auszumalen, aber das half nichts, er blieb unerbittlich. Und so wie er, auch die Anderen. Der einzige Trost in Angst und Born war, daß die Rebellen beschlossen hatten, außerorts in ein im Schatten mächtiger Tannen gelegenes Gasthaus, zum „Holzerwirth“, zu ziehen und dort das Maifest zu feiern. Wenn auch der Aerger der verschiedenen Meister, daß an einem Freitag nichts gearbeitet und obendrein ein Fest gefeiert werden soll, dadurch nicht gemildert wurde, so war ihnen doch die Angst benommen, daß es eine Revolution setzen könnte.

Und so war, mit Angst, Groll und Spannung, aber auch mit freudiger Hoffnung erwartet, der 1. Mai gekommen.

Am Vormittage merkte man nur an der Ruhe und Leere der Werkstätten, in denen es sonst raspelte, klopfte, surrte und psauchte und an einzelnen feiertägig gekleideten Arbeitern, die gruppenweise durch den Ort schlenderten, daß ein besonderer Tag sei.

Nach dem Essen aber änderte sich das Bild. Einzelne und in Gruppen zogen die Arbeiter, unter denen sich auch einzelne kleinere Geschäftleute befanden, dem Kirchplatz zu. Dort stand bereits harrend ein stämmiger Zimmergenosse, eine mächtige Stange haltend, auf der daran genagelten Tafel aus starker Pappe war in zwar unformigen aber mächtigen Lettern mit Zimmererroth gemalt: „Hoch der 1. Mai! Hoch die Arbeit!“

Als die Zeit des Abmarsches gekommen, formirten die Festtheilnehmer einen Zug und dann ging es: „March!“ aus dem Orte, unter heiterem Gesange, im strammen Schritte.

Am Ziele angelangt, löste sich der Zug auf und in Gruppen vertheilten sich die Theilnehmer an den Tischen und Bänken um das Gasthaus.

Die Zeit flog schnell dahin. Die Festmusik wurde von drei Spielleuten mit Harmonika, Geige und Gitarre besorgt, die Zwischenpausen füllten Deklamationen ersten und heiteren Inhaltes aus.

Eben sollte der Tischlerpepi, ein junger brünetter Bursche, ein Gedicht: „Holzwechsellend“ vortragen.

Alles wartete — da, was war das? Brumm — Brumm — Brumm — Brumm — Brumm. — „Was bedeutet das?“ riefen Mehrere. Brumm — Brumm — Brumm — hörte man weiter dumpf vom Gebirge her dröhnen, dann war es ruhig.

„Was ist das?“ „Was soll das sein?“ „Was hat das zu bedeuten?“ sprach man durcheinander. „Und gerade acht Mai“, sagte Einer, „haben sie geschossen. Gewehrschüsse waren das nicht, es waren Böller.“ „Ja“, erwiderte ein Zweiter, „es muß wo was los sein. Der Steinbauertoni hat mir erzählt, daß gestern in der Nacht, so um zehn Uhr, ein großes Feuer über dem tothen Gebirg zu sehen war, just wie zur Sonnenwende. Von dorten, glaube ich, kamen auch die Schüsse. Wenn man so denkt, gestern ein Höhenfeuer, heute Böllerschüsse und gerade acht — es kommt Einem vor, es feiern dort auch Leute den 1. Mai.“ „Geh“, ließ Dich nicht auslachen“, mischte sich ein Dritter ins Gespräch, „Du träumst ja, im ganzen tothen Gebirg sind zwei, drei Almhütten und die sind noch leer, weil noch nicht aufgetrieben ist. Glaubst, im Gebirg ist es so wie bei uns? Da oben ist kein Mensch, der auf den 1. Mai denkt.“

Während so gesprochen wurde, begann der Tischlerpepi sein Gedicht vorzutragen. Es trat Ruhe ein und als der Vortrag zu Ende war, gab es Beifall in Fülle und der Inhalt des Gedichtes bot Gesprächsstoff genug, so daß man der Schüsse bald vergessen hatte. Nur dem Einen gingen das Höhenfeuer und die acht Schüsse nicht aus dem Sinn. Als die Festlichkeit schon zu Ende und die Theilnehmer in gehobener Stimmung in buntem Durcheinander dem Orte zugezogen waren, schritt er sinnend weit hindendrein. Ihm dünkte, er höre abermals Brumm — Brumm — und als er seinen Blick nach dem hohen Gebirge wandte, schien ihm, als sehe er einen Feuerschein ins Abenddunkel hoch hinter einer niederen Bergspitze leuchten.

\* \* \*

Der Träumer hatte, so unglücklich es klingt, recht. Am Vorabende des 1. Mai flammte an einer der höchsten Stellen des tothen Gebirges ein mächtiges Feuer auf. Und wenn auch die einzelnen Menschen, die es sahen, nicht ahnten, welche Bedeutung der folgende Tag für die Arbeiterschaft aller Länder der Erde hatte, so hatte das Feuer dort keinen anderen Zweck, als zu verkünden, daß der kommende Morgen abermals den Arbeiter-Weltfeiertag bringe. Und wenn auch die unten im Thale diesen Tag festlich begehenden Arbeiter nicht zu glauben vermochten, daß der dumpfe Wiederhall von acht Schüssen mit ihrer Feier etwas gemein und für sie Bedeutung habe, es war dennoch so.

Freilich waren es nicht Hunderte, nicht Tausende und Abertausende, die hoch oben ein Vorfeuer entflammten für den Weltfeiertag der Arbeiter; es

wären nicht Tausende Herzen, die höher schwoilen in dem Gedanken an den Kampf der Arbeitssklaven gegen Noth, Elend und Trübsal und an endliche Erlösung aus Rechtslosigkeit und Stumpfheit. Aber umso inniger und opferfreudiger flammte das Dugend Herzen empor, und umso kühner und entschlossener und siegesfester blickten die Augen ihrer Eigner zum blauen Aether empor.

Im Morgengrauen am Montag vor dem 1. Mai konnte man jenseits des toden Gebirges ein Dugend Männer, schwer beladen mit Holzhauergeräth und wüstigem Rucksack, jeder vierte eine große Eisenpfanne oben auf, auf steilem Pfade dem Hochgebirge zuwandern sehen. Hoch oben, wo die Gemse haust und der Adler nach Beute kreist, lag ihr Arbeitsplatz. In dürstiger Reifshütte ihr Heim für die ganze Woche. Fünf Stunden Weges hatten sie bis dahin zurückzulegen. Und gefahrlos war ihre Arbeit. An steilen Hängen hatten sie abzuholzen, und wehe, wenn Einen ein Unglück traf. Gefahr- und mühevoll mußte er ins Thal geschafft werden, und zwei bis drei Tage konnte man nicht hoffen, daß eines Arztes helfende Hand sich an ihn legen werde. Was aus Weib und Kind aber werden soll, wenn hoch oben der dräuende Tod den Ernährer hin- streckt — ?

Daran dachten die Männer diesmal nicht. „Aber ein großes Feuer machen wir am Vortag“, rief der Letzte nach vorne, als sie mühevoll bergan kletterten. „Und schießen werden wir, daß es kracht und hallt, weithin!“ sagte Einer in der Mitte. „Das sag ich Euch aber gleich“, sagte ein Dritter, „am Freitag, wenn auch gebotener Fasttag ist, schmalzen wir unsere Nocken noch einmal so gut, als sonst. Denn zu einem Feiertage gehört auch ein besseres Essen.“ Mit lautem Lachen antworteten Alle. „Gebt acht, und redet nicht viel“, ließ sich der Vordere vernehmen, „hebt kommt der schlechte Weg, sonst glückt Einer aus; das war' kein schöner 1. Mai für ihn.“

Es waren zwölf Holzknechte, die da ihrem schweren Tagwerke zuwanderten. Auch sie hatten bereits das Evangelium des Sozialismus nicht nur vernommen, sondern auch in sich aufgenommen. Als sie an ihrer, beinahe an zweitausend Meter hohen Arbeitsstelle angelangt waren, machten sie sich drei Reifshütten mit Liegerstätten aus Reifsig, Moos und dürrer Grase zurecht, bargen darin ihre wenigen Habseligkeiten und schritten dann an die Herstellung des Kochherdes.

Die Sonne hatte bereits ihren Höhepunkt überschritten, als sie zur Arbeit schreiten konnten. Sie war äußerst gefährlich. Ein arger Windsturm hatte auf einer ziemlich Waldstrecke mächtige Fichten und Föhren entwurzelt, und mit kleineren bunt über den Haufen geworfen. „Der Windriß wird uns zu thun geben“, sprach der Bahrführer. \*) Und einer alten Gewohnheit gemäß sagte er: „In Gottes Namen, packen wir es an“, und führte den ersten Hieb nach einem mit den Wurzeln losgerissenen mächtigen Stamme.

Und es ging die Arbeit los. Sie dauerte die Tage vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht, mit nur kurzer Mittagsrast, bis Donnerstag Nachmittags. Sie hatten vereinbart, den 1. Mai zu feiern, und die Feier durch ein Höhenfeuer unter der Spitze des Berges, auf der Seite, die hoch und kahl ins Land sah, zu verkünden. Sie schleppten, was sie zu tragen und zu ziehen vermochten, an Holz und Reifsig empor, bis die Dunkelheit anbrach. Der Jüngste der Schaar, ein mittelgroßer, schlanker Bursche, war dazu ausersehen, den Holzhaufen mit einer Fackel zu entzünden. Mit dem Rufe: „Es lebe der Arbeiter!“ schob er die Fackel ins dürre Reifsig, das im nächsten Augenblicke emporloderte. Nächste dem Feuer setzten sie sich im Kreise und sprachen von ihrer Noth und Bedrängniß, von der schönen Zeit, die kommen werde, wenn einmal das Arbeitsvolf einig sei. Manches Gesicht glühte auf bei dem Gedanken an die Erlösung aus der Pein und dem Elend. Der Älteste unter ihnen, ein starker Sechziger, sagte: „Ich erleb' es nicht mehr. Aber ich weiß, was es heißt, sich so wie heute durch 50 Jahre das Brot verdienen. Ich thu' mit. Gilt es nicht für mich, gilt es für die, die nach mir kommen — denn keinem Hund gönnt' ich das, wie es mir ergangen, die vielen, vielen Jahr'. Und was mach' ich, wenn ich nicht mehr arbeiten kann! Ich und meine alte Marid — es ist besser, man denkt nicht dran. Wie es in der Schrift steht: „Vorwärts im Kampfe für Freiheit und Recht!“ so wollen wir es halten bis an unser End.“ Stille folgte diesen Worten des alten Mannes, die Augen selbst des Jüngsten feuchteten sich.

Das Feuer war niedergebrannt; man machte sich auf den Heimweg zu den Hütten.

Bald versanken Alle in Ruhe und Schlummer, ermattet von des Tages schwerer Mühe. Mancher träumte von kommenden besseren Zeiten. Man hatte beschlossen, lange zu schlafen. Einzelne Sonnenstrahlen bligten schon durch die Bäume, als der Erste erwachte. Er weckte die Anderen. „Heute gibt es ja Thee“, rief der Jüngste. Ja, es gab Thee. Vom Montag an waren Erdbeerblätter zum Tröcknen ausgelegt. Ein ziemliches Stück Zucker war da, und die letzten Reste des Schnapies, den man sonst zum Frühstück genoß, ersetzten den Rum.

Nach dem Frühstück wanderte man nach der Sonnseite des Berges, zum „Frühgottesdienst“, wie der Spatzvogel der Partie, ein Mann in mittleren Jahren, mit ewig heiterem Gesichte, bemerkte.

In einem vom Wind geschützten Plage ließen sich die Männer nieder. Als sie sich bequem gesetzt, zog der Alte ein zerknittertes, buntes Papier aus der Tasche, faltete es vorsichtig auseinander und begann zu lesen. Es war das erste Blatt einer alten Maifestschrift. In bis zum Schlusse steigender Begeisterung las er:

„Drum ist das Volk in zwölfter Stunde  
Erwacht und stehet nun bereit,  
In einem großen Bruderbunde  
Zu fordern die Gerechtigkeit.“

Und allerorts und allerwegen,  
Ein Millionen-Zubelschrei  
Braust Euch aus Süd und Nord entgegen:  
Ein Hoch dem 1. Völkermal!“

„Hoch der Erste Mai!“ riefen jauchzend die übrigen Elf, als der Alte zu Ende gelesen hatte.

„Und jetzt an die Arbeit!“ rief der Jüngste. Gehen wir zu unseren Völkern. Lande, große Bohrer wurden geholt. Am Rande des Waldes auf ansteigender Höhe wurden acht der größten Stöcke angebohrt. Als die Bohrlöcher tief genug waren, wurde ein sorgsam eingewickeltes Paket herbeigebracht. Es enthielt Pulver. Die brennenden Tabakspfeifen wurden weit abwärts gestellt und dann die Stöcke geladen und fest mit Lehm verschlagen.

Mittlerweile war das Mittagessen, unförmige schwärzliche „Mehlnocken“ und das Wasser, in dem sie gekochten, etwas geschmalzt, mit etwas Zwiebel, als Suppe, bereit gestellt. Die „Nocken“ glänzten, wie nie vorher an einem anderen Tage — es war das ganze Schmalz bis auf spärliche Reste aufgebraucht worden — zur Feier des Tages.

\*) Vorarbeiter, Partieführer.

Als das Essen vorüber war, ging man unter Lachen über des Spatzvogels Bemerkung: „Warum ist nicht alle Tage 1. Mai?“ auf die Suche nach Blumen.

Um beiläufig 4 Uhr Nachmittags erschienen unsere Holzknechte bei den Stöcken wieder. Sie steckten mächtige Sträuße von rothen und gelben Aurikeln, brennrothe Kohlrösler dazwischen, auf die Stöcke. „Das gehört für die Freiheitsgöttin, für die Maigöttin“, sprachen sie.

Acht Schuß geben wir ihr. Acht Stunden Arbeit, acht Stunden Erholung und acht Stunden Schlaf wollen wir. Krraach — Krraach ging es in kurzen Zwischenräumen achtmal hintereinander. Trümmer und Splitter bedeckten die Fläche. „Seht, das ist die alte Tyrannei, wir haben sie gesprengt. So werden wir das Joch sprengen, in das man uns heute noch gespannt hat“, rief der Jüngste. „Hoch die Arbeit! Hoch die Freiheit! Hoch der Erste Mai!“ Hoch, hoch, hoch! tönte es. Jauchzer erschollen, deren Schall sich an den Bergen brach.

Die 1. Maifeier im Hochgebirge unter den verwitterten Bergriesen und hundertjährigen Tannen als stummen Zeugen war zu Ende. Still und sinnend lehrten die Männer nach ihren Reifshütten zurück, im Herzen den Schwur erneuernd, unentwegt zu kämpfen für Recht und Freiheit bis ans Ende.

Hanns Kiesel.

## Der Kampf um die Schule.

Am 14. Mai sind es dreißig Jahre, seit das Reichs-Volksschulgesetz in Oesterreich in Geltung ist. Im Jahre 1869 war es das liberale Bürgerthum, das sich für die Schule begeisterte, die ihr mit tüchtigeren Arbeitern auch größeren Mehrwerth in Aussicht stellte. Heute sind die Liberalen, die die Bildung wenigstens in klingende Münze umzurechnen verstanden, in Wien und Niederösterreich von den christlichsozialen Kleinbürgern und Kleinbauern abgelöst, deren kleinlicher Krämergeist nicht einmal ihr Interesse an der Bildung zu erkennen vermag und ganz im Banne der Pfaffen liegt. Was immer diese Partei unternimmt, muß sie im Auftrage oder Dienste der Pfaffen thun; daß die meisten ihrer Angehörigen es nicht erkennen, wie sie mißbraucht werden, macht sie nur zu brauchbareren Bedienten.

Wer es sonst noch nicht wußte, wie diese mit Haut und Haaren den Pfaffen verschrieben sind, mußte es an ihrem Kampfe gegen die Schule erkennen. Ob der Sohn des Kleinbürgers oder des kleinen Bauern später noch eine karge selbständige Existenz fristen oder sich als Proletarier durchs Leben zu schlagen gezwungen sein wird, immer wird er den Kampf ums Dasein umso leichter bestehen, je mehr man seinen Geist geschärft und sein Denken gebildet hat. Eine gute Schulbildung ist ein Lebensinteresse für ihn, trotz alledem ist es den Pfaffen gelungen, die Leute so vollständig zu blenden, daß sie dieses ihr Interesse nicht sehen und es von den schwarzen Gefellen heute ruhig gewagt werden kann, das als Forderungen der Bauern auszugeben, was nur den Zwecken der Pfaffen dient.

Mit unerhörter Frechheit holen die Klerikalen nun zu einem Hauptschlag gegen die Bildung des Volkes aus. Nicht genug, daß sie die Zeit der Obstruktion benützen, um auf dem Wege der Verwaltung die zwangsweisen religiösen Uebungen in der Schule zu vermehren, ihre Annahmen gegenüber den Lehrern ins Unerträgliche zu steigern und die Behörden, in denen ihre Humpelmänner sitzen, gegen die freisinnigen Lehrer zu heßen; sie arbeiten direkt darauf hin, das Reichs-Volksschulgesetz zu stürzen und wieder jene geistige Verjüngung zu schaffen, bei der ihre dunklen Geschäfte so herrlich blühten. Ebenhoch verlangt im Reichsrathe eine Verschlechterung der Schule und die Christlichsozialen kämpfen im niederösterreichischen Landtage für die Dummheit der siebenjährigen Schulpflicht. In Versammlungen mit und ohne Kanzeln verleumdete sie Schule und Lehrer und suchten die Bevölkerung um die Bildung zu betrügen.

Und das liberale Bürgerthum? Es ist zusammengeschmolzen, und soweit es noch ein Scheinleben fristet, weiß es nicht einmal mehr den Schein der Bildungsfreundlichkeit zu wahren. Auch bei ihm hat sich die Schwärmerei für die Bildung bedeutend abgekühlt; denn die besser gebildeten Arbeiter schulen nicht allein höheren Mehrwerth, sondern auch mächtige Arbeiter-Organisationen, die der Profitwuth des Unternehmertums ihre Schranken zogen. Darum tritt die liberale Schulfreundlichkeit nur mehr in Druckerzwänge auf und kann die liberalen Leiter nicht finden, in denen sie wohnen könnte.

Um die Vertheiligung der Bildung aber ist es darum nicht schlechter geworden. Wenn am 1. Mai Zehntausende in den Prater ziehen und Millionen in Oesterreich den größten Festtag der Arbeiter feiern, dann ziehen in diesen Massen auch die entschlossenen, unbeugsamen und begeisterten Streiter für die freie Schule auf. In der organisirten Arbeiterschaft sind der Bildung Kämpfer entstanden, gegen die die Angehörigen des Bürgerthums, die einst die Sache der Schule verfochten, die reinsten Schwächlinge waren. Nicht bloß, daß sie diese an Zahl hundertfach überragen, auch der Geist, der in ihnen wohnt, ist viel reiner, viel kräftiger und viel treuer denn der, der jene einst befehlte. Wohl ist es auch das Bewußtsein, daß die bessere Bildung dem Ringen um des Lebens Nothdurft erleichterung schafft, was der Arbeiterschaft die Schule theuer macht. Aber es ist noch mehr, was ihr Feuer gibt. Die Massen, die sich heute um das Banner der Sozialdemokratie schaaren, die wissen, daß sie nicht allein um einen fatten Wagen kämpfen, sondern daß ihr Befreiungskampf Allem gilt, was die Kultur errungen und was man ihrem Körper und ihrem Geiste jetzt noch vorenthält. Sie wissen, daß ihr Kampf der Befreiung aus den Fesseln der Unwissenheit und Rohheit und daß sie einer Gesellschaft zustreben, in der nicht nur der nagende Hunger des Leibes, sondern auch das Sehnen des Geistes gestillt wird, in der die Menschen durch Bildung veredelt und fähig gemacht werden, an den feineren, edleren Genüssen Freude zu empfinden. Dem Proletarier ist die Bildung nicht bloß die Waffe im Kampfe ums Brot, sie ist ihm auch das Mittel zu schönerer, edlerer Menschlichkeit, das ist es, warum ihm der Gedanke an die Bildung die Pulse höher schlagen macht und mit der heißesten Begeisterung zum Kampfe durchströmt. Wenn am 1. Mai wieder die Millionen von Sozialdemokraten für all ihr Sehnen, für all ihr Wünschen und Hoffen demonstrieren, dann mag die ganze Pfaffenstippe, die da dem Volke das Licht des freien Wissens zu entreißen strebt, zitternd erkennen: „Die Massen, die da aufziehen, wollen nicht bloß Brot, sie wollen auch Freiheit und Bildung!“ Daß sie sich diese Rechte erkämpfen, dafür bürgt das Eine, daß diese Massen Sozialdemokraten sind. Alexander Täubler.

Dieser Festschrift liegt ein doppelseitiges Kunstblatt bei:  
„Befreiung.“

Verlag der Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand, Wien, VI, Gumpendorferstraße 8.  
Verantwortlicher Redakteur Dr. Wilhelm Ellenbogen.  
Druck von Johann R. Bernau in Wien.



Morgenröthe.

Zeichnung von Walter Crane (London).